

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin

Band: 112 (1986)

Heft: 18

Rubrik: Von Haus zu Haus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Mehrbessere

Jeder Schweizer ist vor dem Gesetz gleich; das ist ein grosser, schöner, stolzer Satz; wer unter ihm geboren ist oder sich unter ihm gestellt sieht, dessen Herz kann frei und getrost schlagen.

Von Ingeborg Rotach

Selbst wenn in der Praxis einige Schweizer etwas gleicher sein sollten – der Satz steht da und gilt für alle, und er ist genau so gut wie die Menschen, die ihn sich gegeben haben.

Das heisst nun aber nicht, dass in einem Land, in dem alle vor dem Gesetz gleich sind, alle gleichwertig wären. Ganz im Gegenteil, da gibt es grosse Unterschiede. Die Freierwerbenden schauen auf die Festangestellten hinunter und diese auf die Künstler. Die Künstler misstrauen den Politikern; die Politiker haben

ihre Vorbehalte den Wissenschaftern gegenüber, und diese wiederum wissen ohnehin alles besser. Daneben gibt es eine Sportprominenz und eine Wirtschaftsprominenz, einen Geldadel und eine gesellschaftliche Crème – und natürlich einen kulturellen Teig. Für die einen ist es wichtig, dass ihre Vorfahren bei der Schlacht am Stoos mitgekämpft haben, auf der richtigen Seite selbstverständlich, für die andern zählt nur die einzige trinkbare Cognacmarke.

So war es schon immer, und so wird es bleiben; und weil jeder Mann auf jedermann hinunter schaut, sind alle wieder gleichwertig.

Nun hat sich aber kürzlich ein neuer Club gebildet, der Club der Fünfzigtausend, dessen Mitglieder wirklich besser sind. In diesen

Club kann nicht einfach eintreten, wen es nach einer Mitgliedschaft gelüstet, sondern als Mitglied wird bezeichnet und ausgewählt, wer den Anforderungen der Satzungen entspricht. Diese Satzungen sind sehr streng; nur fünfzigtausend im ganzen Land können ihnen genügen, fünfzigtausend Führungspersönlichkeiten in Politik und Wirtschaft.

Seit der Clubgründung geht ein Gespenst um im Land, und viele stellen sich die bange Frage: «Bin ich würdig, oder bin ich es nicht?» Der Gang zum Briefkasten wird zur täglichen Prüfung, und die Psychiater haben allenthalben Hochkonjunktur.

Aber auch den glücklich Ausgewählten stellen sich Probleme; zum Beispiel ist bis jetzt die Frage, wie sie sich ihresgleichen und der weiteren Umgebung als Mitglied zu erkennen geben könnten, noch nicht geklärt. Das Bändchen der Légion d'Honneur im Revers mancher Franzosen sollte eigentlich den fünfzigtausend Vorbild

sein. Wobei das Überhandnehmen der Leder- und Windjackenmode dieser Idee entgegensteht. Das intensive Studium aller Möglichkeiten lässt den Sohlenblitz am geeignetesten erscheinen. Jedes Mitglied dürfte seine persönliche Mitgliednummer mit einer Leuchtmasse zwischen Absatz und Sohle des rechten Schuhs anbringen. Damit könnten sich die Auserwählten wenigstens abends auf dem Hundespaziergang oder auf dem Gang zum Kegelschuh gegenseitig erkennen; auch beim Velofahren und beim Jogging kämen die Leuchtnummern sehr schön zur Geltung. Ob allerdings die Ehefrauen (und etwaige Ehemänner) ebenfalls Nummernträger sein dürfen, diese Frage ist letztinstanzlich noch nicht beantwortet.

Die vielen tausend unglücklichen Übergangenen haben als Ausweg die Chance, ein Konkurrenzunternehmen aufzuziehen; tun sie es, sind sie auf alle Fälle grössere Zwerge.

Evas Ausflug

Eva, die Behütende und Behütete, ist auf Reisen gegangen. Und heimgekehrt mit dem Wunsch, bald wieder wegzufahren.

Wen das erstaunt, der muss wissen, dass Eva sich jahre-, ja Jahrzehntlang aufs Häusliche beschränkt hatte; alles andere regelte ganz selbstverständlich Adam. Sobald Eva nur leise den Wunsch äusserte, wieder einmal den Vierwaldstättersee zu betrachten, fühlte sich Adam dazu aufgerufen, den Anblick zu ermöglichen.

Eva, die es in jungen Jahren gewohnt war, grosse Städte im Sauseschritt zielstrebig zu durchqueren, diese Eva wurde dankbar und immer dankbarer für die liebevolle Fürsorge.

Schliesslich empfand sich Eva schon als sehr tapfer, wenn sie ganz allein in die nächstgrössere Stadt reiste. Mit gestärktem Selbstbewusstsein kehrte sie von einem solchen Ausflug zurück ins überschaubare, heimelige Stübchen, klopfe sich an die Brust und sagte zu sich: «Ich bin noch wer.»

Doch dann klingelte eines Tages das Telefon: «Komm für drei Tage zu mir; ich habe Karten für die Oper, fürs Ballett, fürs Theater», lockte Magdalena. Eva zögerte. So weit, und ganz allein

sollte sie reisen! – Eva sagte zu. Adam brachte Eva fröhligens an den Zug, versah sie mit sorglichem Rat, wie beim Umsteigen die Zeit zu nutzen sei, gab ihr gute Wünsche mit auf den Weg – und liess sie ziehn.

Eva fuhr in eine andere Welt. Schon im Zugsabteil, bar jeder mitfühlenden Seele, spürte sie den Hauch der grossen, weiten Welt. In ihrer Erinnerung sah sie sich plötzlich als kleines Mädchen, achtjährig, unterwegs in die grosse Stadt, wo sie ohne Begleitung, aber naseweis erhobenen Hauptes, einen Spezialarzt aufsuchte. Diese Erinnerung schlug wie ein Blitz ein, und Eva lachte – wieder einmal – über sich selbst: s Mameli auf Kunst-Trip!

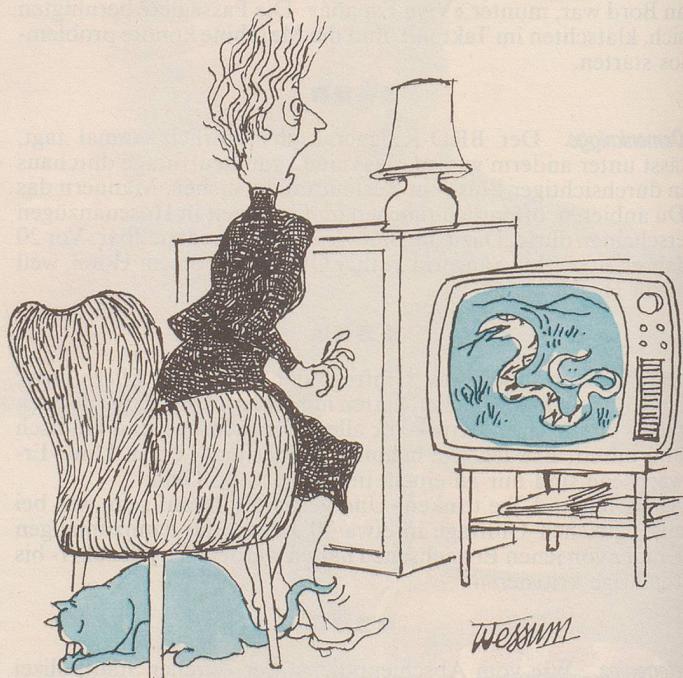
Von dem Moment an bekam Eva einen geraden Rücken; sie fühlte sich als Einheit, genoss freudig und ohne einen gedankenschweren Blick zurück alles, was sich ihr bot.

Als Adam sie bei der Heimkehr in die Arme schloss, warnte Eva verschmitzt: «Es war herrlich. Und nicht das letztemal.»

Marianne Ludwig

Solidarität

Solidarität geht um. Zwar unterschwellig, unbewusst, aber um so penetranter. Solidarität mit



den Türken, Italienern, Jugoslawen und ungelernten schweizerischen Hilfsarbeitern. Mit dem Strassenkehrer, dem Gramper, dem Bauarbeiter. Die NA wird nicht zufrieden sein, wenn sie es endlich entdeckt.

Die Frauen sind es, die diese Solidarität farbenprächtig manifestieren. Die Männer helfen mit, wenn auch, ohne es zu wissen. Sie finanzieren die Manifestation einfach, stillschweigend und ergeben.

Die Solidarität wird Knall auf

Fall zutage treten. Sobald die warmen Zeiten anbrechen und die Damen ihre Mäntel endgültig zu Hause lassen können. Aus allen Schaufenstern strahlt uns die Solidarität schon jetzt entgegen, bis zum Überdruss. Orange ist Mode, knalliges, auffälliges Orange, fast wie dasjenige der Schutzanzüge von Italienern, Türkern, Jugoslawen und schweizerischen Hilfsarbeitern. Bald wird sich das orange Modische der Damenwelt mit dem Schutzorange der Strassenkehrer und

Bauarbeiter harmonisch vermischen. Es wird eitel Wonne herrschen!

Übrigens: Grün ist auch Mode, Grasgrün, Buchenlaubgrün. Aus Solidarität mit den sterbenden Bäumen.

Dina

Warten – Thema mit Variationen

Im Reisebüro. Drei Schalter sind besetzt, vor dem vierten warten wir geduldig. Auf dem Schreibtisch liegt ein halbfertiger roter Pullover. Die Angestellte im Hintergrund hat uns gesehen, aber im Moment ist anscheinend Stricken wichtiger als Kunden bedienen: Sie plaudert mit einem andern jungen Mädchen, das ebenfalls eine Strickarbeit auf dem Tisch hat, einen Pullover in Blau. «Unsere» Dame sucht das Zentimetermass und lässt sich von der Kollegin den Rücken messen. Die Diskussion wird fortgesetzt. Die beiden vertiefen sich in eine Strickanleitung, und wir warten immer noch, werden allerdings langsam ungeduldig. Gerade als wir uns einem andern Schalter zuwenden, kommt die Angestellte zurück, schiebt zuerst umständlich die Strickarbeit weg und fragt dann unfreundlich: «Bitte schön?» Sie entschuldigt sich nicht einmal dafür, dass wir warten mussten. Wir können froh sein, dass sie Auskunft geben will.

Später erkunden wir uns bei der freundlichen älteren Dame an der Kasse, ob hier ein Strickwettbewerb im Gange sei. «O nein», antwortet sie, «die Mädchen dürfen nur stricken, wenn sie weiter nichts zu tun haben. Bitte reklamieren Sie beim Direktor, es wäre wirklich nötig.»

Das haben wir getan, schon deshalb, weil hier, in Holland, etwa 800000 Leute keine Stelle finden können.

Im Einkaufszentrum, Abteilung Lebensmittel: Drei Schlangen haben sich bei den Kassen gebildet. Vor mir steht eine alte Frau, die offenkundig Mühe hat mit dem heutigen Tempo. Ungeschickt manövriert sie den Einkaufswagen und lässt ihn dann vor mir stehen, anstatt ihn weiterzuschieben. Geduld! denke ich, auch ich werde einmal alt. Nachdem die Frau bezahlt und

alles eingepackt hat, fragt sie nach dem Kassenzettel. Erstaunt antwortet die Kassierin, sie habe ihn ihr doch gegeben. Die alte Frau sucht und sucht – vergebens. Hilflos schaut sie die Kassierin an, während hinter mir bereits jemand mit den Fingern zu trommeln beginnt.

Ich bin eigentlich froh, dass die Frau gar nicht sieht, wie viele Leute warten. Die Kassierin, ein ganz junges Mädchen mit einem Gesicht wie ein Barockengeli, rettet die Situation. Sie beruhigt die alte Frau und hilft ihr, die ausgebreiteten Dinge wieder in die Tasche zu legen. Dann schreibt die Kassierin alles auf einen Notizblock und addiert. Sie kümmert sich nicht um die ungeduldig Wartenden.

Selten habe ich einen so dankbaren und erleichterten Blick gesehen wie denjenigen der alten Frau. Aus irgendeinem Grund war der Kassenzettel sehr wichtig für sie. Erika Monterie-Adam

Warten ist eine Kunst

Ich kann mich nicht rühmen, in meiner Eigenschaft als Fußgängerin eine vorbildliche Verkehrsteilnehmerin gewesen zu sein. Stand ich vor einem Rotlicht, passte ich auf wie ein Häftlimacher, ob auf der Gegenseite Rot aufleuchte. Mit einem kurzen Blick vergewisserte ich mich, dass keine Gefahr drohte, und überquerte die Straße, ehe sie durch Grün freigegeben wurde. Ich wusste, dass dies der Fall war, wenn ich mich schon in der Mitte der Straße befand. Lange kam ich mir besonders clever vor und war stolz auf die gewonnenen Seidenbruchteile.

Eines Tages hatte ich wieder auf die gewohnte Art die Straße überquert, als ein Mann, der gegenüber gewartet hatte, zu mir sagte: «Warte isch e Kunsch!» – «Es isch ja grün», verteidigte ich mich. – «Jetzt scho!» antwortete er.

Ich fühlte mich in meinem Stolz verletzt. Wie tief mich seine Worte getroffen hatten, merkte ich schon vor dem nächsten Rotlicht. «Warte isch e Kunsch!» sagte die Stimme. – Und ich sollte diese Kunst nicht beherrschen? Ich wartete, bis Grün aufleuchtete. Von nun an folgte mich die Stimme. Immer wenn ich zweifelnd am Straßenrand oder vor

dem Verkehrslicht stand, hörte ich: «Warte isch e Kunsch!»

Eines Abends stand ich an einer sonst stark befahrenen Straße. Es war dunkel und regnerisch. Der Verkehr rollte spärlich, und die Lichter der Autos waren von weitem sichtbar.

Von der weiter oben gelegenen Haltestelle war soeben ein Bus abgefahren. Eigentlich würde es reichen, die Straße vor ihm zu überqueren, dachte ich. Aber: «Warte isch e Kunsch!» tönte es in mir. Ich hatte kaum zu Ende sinniert, als ein Motorrad in rasender Fahrt hinter dem Bus hervorschoss und vorbeizischte. Wenn ich mich auf der Straße befunden hätte! Ich atmete tief durch und dachte voll Dankbarkeit an den Mann, der mir eine Lehre erteilt und damit das Leben gerettet hatte. Ruth Rossi

Andere Zeiten ...

Kürzlich hörte ich einen interessanten Vortrag über den Wandel der Gesellschaft in unserer Zeit. Ja, wir haben uns sehr gewandelt, auch in Dingen, die im Vortrag nicht zur Sprache kamen:

Ich musste mit meinem Vierbeiner zum Tierarzt. Da gab mir eine gute Bekannte doch wahrhaftig den Auftrag zu fragen, was es kosten würde, ihrem prächtig farbigen Hahn die Stimmbänder

durchzuschneiden – der ewig reklamierenden Nachbarn wegen.

Die weidenden Kühe vom Bauernhof am Rande der Stadt dürfen ihre Glocken nicht mehr bimmeln lassen; sie stören angeblich die Nachtruhe. Dies mag ja sein. Aber unser «Goldenes Kalb», das Auto, stört das etwa nicht? Wenn wir von knallenden Autotüren aus dem Schlaf gerissen werden, finden wir, das gehöre doch einfach zur heutigen Zeit.

Warum hat es eigentlich bis heute noch kein Forscher für nötig befunden, uns leise schließende Autotüren zu beschaffen? Beinahe jeder fährt heute seinen eigenen Wagen; da kann es doch nicht mehr so wichtig sein, den Nachbarn hören zu lassen, dass man Autobesitzer ist? – Spricht aus mir etwa der Neid der Besitzlosen, da ich ja nur meinen Vierbeiner habe?

Katzen sind eher geduldet als andere Haustiere, aber auch im Umgang mit ihnen macht sich der Wandel der Zeit bemerkbar. Das Büsi unseres Nachbarn ist mit einem Sender am Halsband ausgerüstet, mit dem es Ein- und Ausgang der Katzenklappe elektronisch öffnen kann. «Eindringlinge» werden so ausgeschlossen.

Wir haben es noch nicht sehr weit gebracht mit Lärmekämpfung und Umweltschutz. Glücklicherweise aber ist das Zeitalter der Biotope angebrochen. – Ob ich's noch erlebe, dass Frösche wieder quaken und Enten wieder schnattern dürfen?

B. Schwaninger

ECHO AUS DEM LESERKREIS

Selbstdämlich

(Nebelspalter Nr. 11)

Liebe Ilse Frank
Der Walkman ist tot, es lebe die Thermosflasche!

Hat die Margrit wirklich Mumm und Verstand?
Wenn sie Mumm hat: Warum reklamierte sie erst auf fachweibischen (es heißt ja auch fachmännisch) Rat hin?

Wenn Margrit Verstand hat:
Warum trinkt sie nicht daheim Kaffee? Ist die Sirup-Fläschli-Generation schon erwachsen?

Warum begab sie sich nicht sofort ins «hinterletzte Warenhaus», als sie merkte, dass die Thermosflasche nicht funktionierte? Die haben ja den Umtausch angeboten.

Hat die Margrit wirklich Mumm und Verstand, oder ist sie etwa selbstdämlich?

Mit freundlichen Grüßen
Maja Schläpfer

Kombination

(Nebelspalter Nr. 12)

Das Problem vom Allesverpacken, Auspacken, dann die Verpackung loswerden scheint nun doch immer mehr Leuten bewusst zu sein. Weniger bekannt ist aber die Tatsache, dass bei entsprechend «grosser und aufwendiger» Verpackung von vor allem kleinen Sachen diese weniger entwendet werden, also nicht mit Leichtigkeit in Taschen, Hosensäcken etc. verschwinden. Das ist eine Realität, der die Verkaufsläden Rechnung tragen müssen. Vielleicht gibt es in Zukunft vermehrt eine Kombination von Selbstbedienung und Bedienung, nicht nur im Lebensmittelbereich – was zu begrüßen wäre.

Elf